

Strukturen für Reformen in der katholischen Kirche

Experimentierfeld Synode

Müssen die Hoffnungen auf eine Reform der Kirche aufgegeben werden, weil ein Konzil nicht absehbar ist und kaum mehr durchführbar scheint? Man braucht das Rad nicht neu zu erfinden, sondern kann aufnehmen und weiter entwickeln, was sich in der Kirche von heute schon an neuen Strukturen herausgebildet hat. Das wichtigste Element sind die Bischofssynoden. **VON THOMAS SÖDING**

Dass es in der katholischen Kirche einen großen Reformbedarf gibt, wird selten bezweifelt. Über die Inhalte gibt es freilich erheblichen Streit. Doch auch die Strukturfragen werden berührt: Ist die katholische Kirche überhaupt reformfähig? Dass sie sich im Laufe der Zeit immer wieder verändert, ist noch keine Reform. Wenn eine Reform ihren Namen verdient, ist sie, theologisch betrachtet, ein Weg der Umkehr: zurück zu Jesus, der die genuinen Formen des Glaubens neu entdecken lässt, und hinaus in die Zukunft, die neue Formen nicht nach dem Muster der alten, aber im Geist des Evangeliums prägen soll. Wo sind die Orte, an denen diese Reform angedacht, begonnen und umgesetzt werden kann? Jede Reform beginnt bei jedem Menschen im eigenen Herzen; die Heiligen sind die Wegweiser. Aber auch die Strukturfrage stellt sich. Früher waren Konzilien die wichtigsten Instrumente. Heute müssen neue Mittel gefunden werden.

Ist ein Konzil noch möglich?

Das Zweite Vatikanische Konzil war ein Reformkonzil. Aber es ist jetzt ein halbes Jahrhundert her. Entscheidende Merkmale der Gegenwart – Globalisierung, Säkularisierung, Pluralisierung – waren vor 50 Jahren kaum sichtbar. Kann die katholische Kirche noch weitere 50 Jahre bis zu einem neuen Konzil warten? Könnte heute überhaupt noch ein Konzil stattfinden? Die Logistik stößt an ihre Grenzen. Das Zweite Vatikanische Konzil tagte im Petersdom – an würdiger Stätte, über dem Petrusgrab. Um die 2500 Bischöfe haben teilgenommen und gerade so noch Platz gefunden. (Beim Ersten Vatikanischen Konzil waren es gut 700, beim Konzil von Trient schwankend an die 200 Teilnehmer.) Heute müsste man wohl eine Messehalle buchen oder die Audienzaula füllen, um die weit über 5000 Bischöfe der katholischen Kirche unterzubringen.



Thomas Söding

(geb. 1956), Professor für Neutestamentliche Exegese an der Theologischen Fakultät der Universität Bochum, gehörte 2004 bis 2014 der Internationalen Theologenkommission an. Er ist Berater der Glaubenskommission der DBK, Mitglied des Deutschen Ökumenischen Studienausschusses und der Lutherisch/römisch-katholischen Kommission für die Einheit.

Bei einer solchen Zahl wäre es eine Herkulesaufgabe, Gespräche und Debatten zu ermöglichen, Texte zu optimieren und Konflikte zu lösen, Abstimmungen durchzuführen und Entscheidungen umzusetzen. Ob in einer Mammutveranstaltung überhaupt eine Atmosphäre entstehen kann, in der saubere theologische Arbeit mit geistlichen Inspirationen und nüchterne Situationsanalysen mit wegweisenden Zukunftsplannungen verbunden werden, ist eine offene Frage. Der Heilige Geist würde wohl schon einen Weg finden; aber die Organisatoren würden an ihre Grenzen geführt.

Auf ein Konzil richten sich aber traditionell die Reformhoffnungen in der katholischen Kirche. Auch wenn sie niemals ganz in Erfüllung gegangen sind, sind sie doch nicht gestorben. Ohne das Konzil von Trient hätte die katholische Kirche keine Antwort auf die Herausforderung der Reformation gefunden, auch wenn es eine Illusion gewesen ist, die Evangelischen wieder in den Schoß der Mutter Kirche zurückzuführen. Ohne das Erste Vatikanische Konzil, das wegen des deutsch-französischen Krieges vorzeitig abgebrochen werden musste, wäre die katholische Kirche kaum in der Lage gewesen, die Herausforderung des Glaubens durch die moderne Vernunft anzunehmen, auch wenn der Versuch, die Aufklärung zu domestizieren, scheitern musste. Ohne das Zweite Vatikanische Konzil hätte die katholische Kirche hilflos vor den Herausforderungen der Moderne gestanden, auch wenn die Wirkung keine allgemeine Zunahme des religiösen Lebens gewesen ist. Müssen die Hoffnungen auf eine Reform der Kirche aber aufgegeben werden, weil ein Konzil nicht absehbar ist und kaum mehr durchführbar scheint? Nach dem Ersten Vatikanischen Konzil hat zwar der Papst die volle Jurisdiktionsgewalt in der römisch-katholischen Kirche und die Fähigkeit, ex cathedra unfehlbar zu

lehren. Aber klugerweise haben die Päpste von der Möglichkeit autoritativer Lehre nur zurückhaltend Gebrauch gemacht und ein Rechtssystem entwickelt, das zwar alles andere als optimal erscheinen mag, aber geordnete Instanzen und geteilte Verantwortungen etabliert. Es wäre ein Unding, wollte man in Konflikten auf ein Machtwort des Papstes setzen, wie progressiv auch immer es ausfallen würde. „Basta“ ist kein Wort in der Sprache des Evangeliums. Gibt es eine Alternative?

Sind Synoden eine Lösung?

Man braucht das Rad nicht neu zu erfinden, sondern kann aufnehmen und weiter entwickeln, was sich in der Kirche von heute schon an neuen Strukturen herausgebildet hat. Das wichtigste Element sind die Bischofssynoden. Sie wurden 1965 durch Papst *Paul VI.* eingerichtet. Inzwischen hat es dreizehn „Ordentliche“ Generalversammlungen gegeben, die 14. wird sich im Herbst 2015 der Ehe und Familie widmen. Überdies gab es drei „Außerordentliche“ Synoden. Eine war (1985) dem 20-jährigen Konzilsjubiläum gewidmet (und führte zum „Katechismus der Katholischen Kirche“); die beiden anderen waren Krisensynoden zu „heißen Eisen“. Die erste fand nach der „Pillenzyklika“ „*Humanae vitae*“ 1968 statt und sollte die Reihen schließen. Die dritte sollte im vergangenen Herbst die Spannungen aufnehmen, die sich beim Blick auf Wiederverheiratete Geschiedene und Homosexuelle zuspitzen, aber grundsätzlich das katholische Ehe- und Familienmodell in der Welt von heute betreffen. Darüber hinaus hat es mehrere „Sonderversammlungen“ gegeben, meistens auf Kontinente bezogen oder auf Regionen mit großen pastoralen Problemen, wie 2010 eine Nah-Ost-Synode.

Mitglieder dieser Synode sind Bischöfe. Es gibt Theologen, die aber nur als Berater teilnehmen (und de facto kaum mehr als Protokollanten sind); es gibt auch Laien, aber nur als aktive Zuhörer, die – auf Einladung hin – reden dürfen, doch nicht mitentscheiden (und nur begrenzten Einfluss haben, weil sie erst dann zu Wort kommen, wenn alle Bischöfe gesprochen haben und

hinter den Kulissen schon die gemeinsamen Texte gemacht werden). Die Bischöfe sind Delegierte der nationalen Bischofskonferenzen, wobei die Zahl der Plätze nach Proporz vergeben wird. Deutschland hat traditionell drei Mandate; im Herbst werden Kardinal *Reinhard Marx* (München), als Vorsitzender der Bischofskonferenz, *Franz-Josef Bode* (Osnabrück), der Vorsitzende der Pastorkommission, und *Heiner Koch* (Dresden), der Vorsitzende der Familienkommission der Deutschen Bischofskonferenz, die Delegierten sein.

Nicht nur römisch-katholische Bischöfe können als Mitglieder der Synode berufen werden, sondern auch Bischöfe der unierten Kirchen, von denen es besonders viele im Nahen und Mittleren Osten gibt. Dadurch wird das Bild in der Synodenaula erheblich bunter, nicht nur optisch. Orthodoxe Bischöfe hingegen sind nur als Gäste geladen – ebenso wie die „kirchlichen Gemeinschaften“ (so der nach wie vor offizielle Terminus), die aus der Reformation hervorgegangen sind (Anglikaner, Lutheraner, Reformierte, Methodisten, Baptisten ...), regelmäßig einen Gaststatus genießen. Sie dürfen das Wort ergreifen und Position beziehen – aber ihnen wird mit den Unierten direkt vor Augen geführt, wie schön es wäre, wenn sie voll zur Kirche gehörten.

Dass nur Bischöfe stimmberechtigte Mitglieder der Synode sind, folgt aus dem katholischen Bild der Kirche, für das die Bischöfe die entscheidenden Identifikationsfiguren sind. Kein Konzil hat das stärker unterstrichen als das Zweite Vatikanum. Zusammen mit dem Bischof von Rom (*cum Petro*) – und, wie immer wieder betont wird, unter dem Papst (*sub Petro*) – haben sie das „ordentliche“ Lehramt in der katholischen Kirche inne. Dieses Amt nehmen sie in einer Synode wahr: durch die Interventionen, die sie machen, durch die Voten, die sie abgeben, durch die Erklärungen, die sie herausgeben. Um dieses bischöfliche Lehramt zu stärken, sind die Synoden ins Leben gerufen worden. Schaut man die Prozesse in den und die Resonanz auf die Synoden an, klafft eine ziemliche Lücke zwischen dem, was möglich wäre, und dem, was wirklich war.

Die Berufung einer Bischofssynode verbindet die katholische Kirche mit der Orthodoxie. Im Vergleich mit dem Protestantismus zeigen sich aber deutliche Unterschiede. Denn dort spielen zwar Synoden eine noch stärkere Rolle als in der katholischen Kirche. Aber sie werden zu einem guten Teil, manchmal mehrheitlich, von so genannten „Laien“ besetzt. Deshalb sind die Bischofssynoden zwar ein starkes Indiz, dass es in der katholischen Kirche kein theologisches Monopol des Papstes gibt (was von evangelischer Seite ab und an befürchtet wird), aber zugleich ein Zeichen für die bischöfliche Verfassung der katholischen Kirche.

Die Bischofssynoden haben ein großes Potenzial, die notwendigen Reformen der katholischen Kirche anzustoßen. Wie ein kleines Konzil spiegeln sie die Katholizität der Kirche und die Kollegialität der Bischöfe wider. In den Plenaria und den Sprachgruppen, nicht zuletzt in den Kaffeepausen und bei den privaten Abendessen bieten sich tausende Möglichkeiten, über die Grenzen von Generationen und Kulturen hinweg Kontakte zu pflegen, Erfahrungen auszutauschen und Argumente zu erproben. Werden diese Möglichkeiten genutzt? Die Antwort ist ernüchternd. Alle Mitglieder einer Synode sind persönlich gefragt. Aber es gilt auch, die institutionellen Rahmenbedingungen so zu verbessern, dass die Synoden ihre Aufgabe, Schnittstelle zwischen der römischen Zentrale und den Ortskirchen zu sein, besser erfüllen können.

Können die Synoden reformiert werden?

Unter Papst *Franziskus* (und einem neuen Synoden-Sekretariat) fielen bereits zwei Neuansätze auf. Erstens gab es im Herbst 2014 eine Art Vor-Synode, der im Herbst 2015 eine „Ordentliche“ Synode zum Thema Ehe und Familie folgen wird. Dieser Rhythmus, den viele seit langem gefordert haben, ist eine große Chance, die Stimme der Regionen hörbar zu machen. Auf manche wirkt die vollbesetzte Synodenaula wie ein vatikanisches Raumschiff, das einsam seine Umlaufbahn zieht. Entscheidend ist aber, dass das, was in den

Synoden besprochen wird, wirklich die Fragen der Menschen in der Kirche von heute sind und dass die Beschlüsse einer Synode (die meist abstrakt genug sind) an das zurückgekoppelt werden, was vor Ort angesagt ist und ankommen kann. Dazu müssen die bischöflichen Mitglieder den Kontakt zuhause suchen – und vor Ort muss man den Blick über den Tellerrand hinaus auf das richten, was die ganze Kirche bewegt. Das Jahr zwischen der „Außerordentlichen“ und der „Ordentlichen“ Synode ist ein Testfall, wie diese Zeit genutzt wird.

Das Ergebnis ist ambivalent. Auf der Vor-Synode hat sich – stark vergrößert – gezeigt, dass es ein eher konservatives und ein eher progressives Lager gibt. Die Abstimmungsergebnisse in der Synodenaula haben deutlich gemacht, dass es bei den Wiederheirateten Geschiedenen, bei vorehelicher Sexualität und bei Homosexualität eine beachtliche Mehrheit gibt, die für Reformen ist, aber auch eine große Minderheit, die sich sträubt. Das kann nicht überraschen, weil es enorme Spannungen genau an diesen Punkten auch zum Beispiel in der Anglikanischen Gemeinschaft gibt, die gleichfalls eine Welt-Kirche ist. In der Zwischenzeit haben die Parteien aber eher die Chance genutzt, ihre Positionen zu bekräftigen, als einen argumentativen Austausch zu suchen. Das sind keine guten Vorzeichen für die „Ordentliche“ Synode im Herbst. Aber es bleibt noch Zeit, aus dem Lagerdenken herauszukommen. Die Theologie müsste eine starke Rolle spielen – aber bislang ist von ihr wenig zu hören.

Eine zweite Neuerung war, dass vor der Außerordentlichen Synode eine öffentliche Befragung der Gläubigen selbst ermöglicht worden ist. Üblich sind immer schon umfangreiche Fragenkataloge, die vom römischen Synodensekretariat – in einer kaum verständlichen Insidersprache – an die nationalen Bischofskonferenzen geschickt wurden, damit aus den Antworten die Eckpunkte für die Synodendebatten („Lineamenta“) fixiert werden konnten. Die Öffnung wurde begrüßt, vor allem in den demokratischen Gesellschaften; die Antworten waren vorhersehbar: viel Zustimmung zur Lehre von der Sakramentalität und Un-

auflöslichkeit der Ehe, aber wenig zum Ausschluss Wiederverheirateter Geschiedener von den Sakramenten, zum Verbot „künstlicher“ Empfängnisverhütung und zur prinzipiellen Ablehnung gleichgeschlechtlicher Sexualität und Lebenspartnerschaften. Wahrscheinlich wäre dasselbe Ergebnis auch ohne die Beteiligung des Kirchenvolkes erzielt worden.

Aber dass es gefragt wurde, ist ein klares Zeichen: Die Expertinnen und Experten in Sachen Ehe und Familie, Sexualität und Partnerschaft sind eher nicht die zölibatären Kleriker (die freilich auch Verwandte haben), sondern die Eheleute und Eltern, die jungen und alten Familienmitglieder, die Menschen auf Partnersuche, die glücklichen und die unglücklichen Paare. Doch so gut der Ansatz gewesen ist, so unzulänglich war die Durchführung. Ohne Abitur und Studium waren die Fragen gar nicht zu verstehen; die zwischenzeitliche Direktive, die Ergebnisse nicht zu veröffentlichen, ist widersinnig. Wenn es Elemente einer demoskopischen Befragung künftig geben soll (was konsequent wäre), muss sie professionell durchgeführt werden und transparent sein. Die „Ordentliche“ Synode im Herbst sollte wieder nur mit internen Fragebögen vorbereitet werden; dass die erste Runde die Methode und den Blick verändert hätte, ist nicht auf Anhieb zu erkennen. Eine neue Form ist noch nicht gefunden.

Haben Synoden Wirkungen?

Die letzten Themen von Bischofssynoden waren die Eucharistie (2005), das Wort Gottes (2008) und die Neuevangelisierung (2012). Was hat sich durch diese Synoden im Leben der Katholiken geändert? Die Antwort spricht Bände. Gibt es Aussicht auf Besserung? Die Antwort fällt skeptisch aus, wenn die Synoden nicht reformiert werden. Gibt es dafür eine Chance? Nicht ohne eine kritische Betrachtung der bisherigen Entwicklung.

Zwei weitere Neuerungen unter Papst Franziskus sind ambivalent. Jede Synode ist ein Prozess. Früher war die Synode eine Art Geheimgespräch, über das

nur spärlich berichtet wurde. Unter *Benedikt XVI.* wurden die Voten der Bischöfe aber veröffentlicht (einschließlich seiner eigenen ebenso seltenen wie wegweisenden Interventionen). Diesmal wurde wieder die alte Masche gewählt. Das passt nicht zur Öffnung der Befragung im Vorfeld der Synode;

es ist auch im Zeitalter der Medien widersinnig. Erstens kommt ohnehin alles heraus (einschließlich der Abstimmungsergebnisse im Konklave), andererseits ist die offene Diskussion der Bischöfe ja gerade ein Mittel der kommunikativen Urteilsbildung in der ganzen Kirche.

Schaufensterreden werden immer gehalten; Ergebnissadressen werden sich nicht vermeiden lassen, auch wenn Franziskus das offene Wort eingefordert hat. *Benedikt XVI.*, hatte offene Redezeiten eingeführt, die das strenge Reglement (jeder Bischof hat nur ein paar Minuten, dann wird das Mikrofon abgedreht) auflockern. Zuerst wurde es nur von den kurialen Profis genutzt, später aber hat es sich zu einem Debattenforum entwickelt. In dieser Richtung muss weitergegangen werden.

Zum Prozess jeder Synode gehört auch im Anschluss ein längerer Reflexionsprozess, der die diversen „Vorschläge“ der Versammlung noch einmal durchgeht, bündelt und aufarbeitet, um sie mit dem Papst abzustimmen und unter seinem Namen zu veröffentlichen. Das war auch bei Synode über die „Neuevangelisierung“ so vorgesehen. Doch das Abschlusschreiben „*Evangelii Gaudium*“ ist ein Mischmasch. Man mag es kaum kritisieren, weil es einen so starken Ton gefunden hat, der weltweit aufhorchen ließ. Aber es enthält einerseits das, was die Synode – unter *Benedikt XVI.* – über die Verkündigung des Evangeliums unter den „getauften Heiden“ gesagt hat, und andererseits das, was Papst Franziskus zu diesem Thema denkt. Alle starken Worte über die „verbeulte Kirche“ und die Kritik an Kapitalismus und den „Spürsinn“ des Gottesvolkes sind seine eigenen Gedanken. Sie sind aufrüttelnd und prophetischer als alles, was über die

Zum Prozess jeder Synode gehört ein längerer Reflexionsprozess

Qualität der Predigt und der Katechese auf der Synode gesagt worden war. Aber es wäre um der Vielstimmigkeit der katholischen Kirche willen besser, wenn künftig die Bischofssynode das sagen könnte, was sie zu sagen hat, und der Papst das, was er zu sagen hat.

An dieser Stelle ergeben sich weitere Möglichkeiten, die auf die Reformagenda der katholischen Kirche gehören, auch wenn oder weil sie strittig sind. Drei Punkte seien herausgegriffen. Erstens besteht ein entscheidender Unterschied zwischen einem Konzil und einer Synode darin, dass ein Konzil Beschlüsse fasst, die vom Papst in Kraft gesetzt werden, während eine Synode nur Vorschläge unterbreitet, auf die der Papst – mittels der Kurie – zu reagieren frei ist. Diese Differenzierung braucht nicht der Weisheit letzter Schluss zu sein. Schaut man in den „Denzinger-Hünemann“, das „Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen“, so werden aus den ersten Jahrhunderten viele Bischofssynoden mit Beschlüssen und Entscheidungen zitiert, während sich in der Neuzeit der Blick auf Konzilien und päpstliche Verlautbarungen – sei es durch Enzykliken oder Kommissionen – fokussiert. Das ist eine ungute Entwicklung, zumal die Kirche immer katholischer wird, also ihre weltweiten Dimensionen entdeckt. In der katholischen Kirche wird es immer einen Petrusprimat geben; aber das schließt nicht aus, dass Synoden auf Themengebieten, für die sie einberufen sind, auch Beschlüsse fassen können. Nach can. 343 CIC ist es möglich, dass der Papst einer Synode diese Möglichkeit einräumt; es wäre an der Zeit, von diesem Recht Gebrauch zu machen.

In „Evangelii Gaudium“ wird ein zweiter Reformimpuls gegeben. Franziskus bezieht sich auf die Kirchenkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils, dass, in einer modernen Variante der alten Patriarchatskirchen, „die Bischofskonferenzen vielfältige und fruchtbare Hilfe leisten [können], um die kollegiale Gesinnung zu konkreter Verwirklichung zu führen“ (Lumen

gentium, Nr. 23). Um dieses Instrument weiterzuentwickeln, solle „eine Satzung der Bischofskonferenzen formuliert werden, die sie als Subjekte mit konkreten Kompetenzbereichen versteht, auch einschließlich einer gewissen authentischen Lehrautorität“ (Evangelii Gaudium, Nr. 32). Diese wirke gegen eine „übertriebene Zentralisierung“ und entwickle „missionarische Dynamik“.

Insbesondere ist an die „Sonderversammlungen“ zu denken. Derzeit finden sie alle in Rom statt, was viele Vor-, aber auch einige Nachteile hat. Warum soll nicht eine nächste Afrika-Synode in Nairobi oder Lagos, eine nächste Lateinamerika-Synode in Lima oder Sao Paulo stattfinden? Wichtiger ist aber, dass über die Nationen hinaus sich in den großen Weltregionen und auf der Ebene der Kontinente Bischofssynoden regelmäßig etablieren könnten, die nicht nur Diskussionsforen und Beratungsorgane, sondern auch Entscheidungsinstanzen für solche Fragen wären, die nach dem Subsidiaritätsprinzip der katholischen Soziallehre am besten vor Ort entschieden werden. In der Internet-Ära ist es kein ernsthaftes Kommunikationsproblem, die Verbindung mit Rom aufrechtzuerhalten. Die Einheit der Kirche zu wahren, ist eine genuine Aufgabe der Bischöfe, egal, wo und wie sie agieren. Aber dass es innerhalb eines gemeinsamen Korridors kulturell stimmige und

regional passende Modelle gibt, die unzweifelhaft katholisch, aber nicht uniformistisch sind, wäre ein wichtiger Reformschritt, der das päpstliche wie das bischöfliche Hirtenamt den Anforderungen der Zeit anpasste und seine genuine, im Neuen Testament angelegte Form neu mit Leben füllte.

Es bleibt zu hoffen, dass es bald Musteratzungen gibt, die klären, welche Kompetenzbereiche regionalisiert werden können und welche Lehrautorität den Konferenzen beziehungsweise Synoden im Zusammenspiel der verschiedenen Kräfte in der katholischen Kirche zukommen kann. Die Ordnung der pastoralen Dienste – bis hin zur Klärung der Predigtpraxis – wäre ein Paradebeispiel.

Damit die Veränderungen Reformen werden, brauchen sie theologische Reflexion

Ein dritter Punkt ist die Beteiligung sowohl der Laien als auch der Theologie. Die Internationale Theologische Kommission hat in ihren jüngsten Veröffentlichungen Vorschläge gemacht, wie einerseits die Bedeutung der Theologie und andererseits die des „Glaubenssinns“ des Gottesvolkes stärker gewichtet und besser in das Lehrgebäude der katholischen Kirche eingebaut werden können. Die Rollen dürfen nicht vermischt werden. Aber Synoden müssen, damit sie der Verkündigung des Evangeliums dienen, erstens auch stärker das Gespräch zwischen Theologie und Lehramt suchen, als dies bislang der Fall ist; sie müssen auch zweitens Formen verantwortlicher Mitwirkung von betroffenen und sachkundigen Laien ermöglichen, damit die Kompetenz und Effizienz der Synode steigt. Auch hier geht „Evangelii Gaudium“ in Vorleistung. Papst Franziskus fordert „die Reifung der vom Kodex des Kanonischen Rechts (can. 460-468; 492-502; 511-514; 536-537 CIC) vorgesehenen Mitspracheregeln sowie anderer Formen des pastoralen Dialogs“. Bislang ist an dieser Stelle wenig passiert. Es wäre aber an der Zeit. Für die Herbstsynode 2015 kämen Reformen zu spät. Aber so wichtig die Thematik Ehe und Familie ist, wäre es wünschenswert, wenn eine gewisse Zeit auch für die Debatte über die Weiterentwicklung der Bischofssynoden verwendet würde. Sie werden auf jeden Fall an Bedeutung gewinnen – es fragt sich nur, ob die Chance genutzt wird, das Instrument zu verbessern und zu gebrauchen.

Wie stark reformiert auch immer: Synoden sind nur Synoden. Sie sind nicht das Leben selbst. Die wirklichen Veränderungen ereignen sich nicht in den Debatten von Bischöfen, sondern an den Peripherien des Glaubens, die aber die eigentlichen Zentren sind: an den Schnittstellen zwischen Glauben und Leben, Evangelium und Kultur, Kirche und Gesellschaft. Damit die Veränderungen Reformen werden, brauchen sie eine theologische Reflexion und eine bischöfliche Supervision. Hier sind die Synoden gefragt – bis es vielleicht, wer weiß, doch noch einmal ein neues Konzil gibt.